

betrifft dies die Hilfe für Geschiedene und/oder Wiederverheiratete und für Alleinstehende, Gruppen, die wegen der offiziellen kirchlichen Haltung bzw. wegen der in der Pfarrei vorherrschenden Bemühung um die Familien zu Randgruppen geworden sind. Öffentliche Information über Möglichkeiten der (Wieder-)Zulassung zu den Sakramenten bzw. eigene Programme für Alleinstehende und ältere Leute konnten angeregt werden. Unnötig zu sagen, daß die Beratung Geschiedener und/oder Wiederverheirateter oder einer Frau nach einer Abtreibung oder eines Ehepaares, das sich über die Taufe des Kindes nicht schlüssig werden kann, Beratungsformen sind, für die der Berater in einer Pfarrei besonders geeignet ist.

Die andere Aufgabe betrifft den Kontakt mit den anderen Mitgliedern des Teams und mit dem Klerus der Stadt. Zwei Formen haben sich entwickelt. Gelegentlich erhielten die hauptamtlichen Berater dieser Pfarrei Klienten von anderen Mitarbeitern des Teams oder aus anderen Pfarreien zugewiesen. Besser noch: Sie wurden von anderen Priestern zu einer Beratung zugezogen, so daß der Betreffende die Beratung selbständig weiterführte, die auftauchenden Probleme und Schwierigkeiten aber mit einem der beiden Berater dieser Pfarrei durchsprechen konnte. Ein solches Verfahren erwies sich als Zeit und Kräfte sparend und setzte auch einen Lernprozeß in Gang, der durch gelegentliche Seminare, die von der „Menninger Foundation“ durchgeführt werden und an denen die Berater teilnehmen, ergänzt und vertieft werden kann.

Norbert Greinacher

Fröhlicher Gottesdienst in einer Kathedrale

Greinacher erzählt hier von einem Sonntagsgottesdienst im Dom einer nordamerikanischen Industriestadt. Vielleicht läßt sich die eine oder andere Dompfarrei bei uns zu ähnlichen Gottesdiensten anregen . . . red

Ob ich den spektakulärsten Gottesdienst in der ganzen Gegend schon miterlebt hätte,

fragte mich ein Bekannter. Er fände sonntags in der Kathedrale von Oakland statt. Ich hatte keine besonderen Gelüste nach einem Kathedralgottesdienst. Kurz vorher hatte ich an einem Samstagabend in San Franzisko in der neuen – architektonisch übrigens außerordentlich eindrucksvollen – Kathedrale einen Gottesdienst erlebt, der noch steriler und trostloser war als jener in der Kathedrale meiner Heimatdiözese. Aber die Neugierde war doch groß. So ging ich hin – und staunte.

Oakland ist eine Industriestadt von etwa 370.000 Einwohnern, trotz ihrer wunderschönen Lage an der San Francisco Bay krank wie viele andere amerikanische Städte. Da ich etwas zu früh daran war, ging ich in der Umgebung der Kathedrale etwas spazieren: Großzügige Autobahnen durchschneiden die City; sehr breite Straßen, am Sonntag fast menschenleer, töten fast alles soziale Leben; einige Trödlerläden; ein paar einst wunderschöne Häuser im viktorianischen Stil, jetzt völlig verwahrlost; viele Häuser unbelebt und unbenutzt, die Türen und Fenster mit Brettern zugenagelt; einige alte Menschen, vor allem Schwarze, stehen auf der Straße herum: das Bild einer sich selbst entfremdeten Stadt. In der Vorhalle der Kirche hing ein mit Photos ausgestatteter Bericht, dem man entnehmen konnte, daß es einem Ausschuß der Pfarrei nach langem Mühen gelungen sei, die Stadt zu bewegen, ein Gelände vor der Kirche zu kaufen und es somit vor der Bodenspekulation zu schützen. In der kommenden Woche seien alle zu einer Siegesparty eingeladen, wo man auch über Vorschläge beraten werde, wie dieses Grundstück nun gestaltet werden könne.

Ich betrat die Kirche zehn Minuten vor Beginn, der auf 10.30 Uhr angesetzt war. Ein freundlicher Mann begrüßte mich und versorgte mich mit den notwendigen Texten. Die Kirche war schon halbvoll. Der Organist spielte fröhlich vor sich hin. Ein Teil der Besucher, darunter sehr viele Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene, aber auch viele ältere Leute, kaum Schwarze, begrüßten und unterhielten einander. Es herrschte von vorneherein eine entspannte, informelle und fröhliche Atmosphäre, die den Gottesdienst bis zum Ende prägte und ihn so eindrucksvoll

machte. Bei Beginn des Gottesdienstes war die Kathedrale gut voll; 800 bis 1000 Menschen mögen es gewesen sein.

Die Kathedrale selbst ist eine typische nordamerikanische Kirche, im neugotischen Stil erbaut, mit schauerlichen Glasfenstern, aber ganz geschickt renoviert: die Säulen tiefbraun, das Gewölbe und die Mauern in einem Ockerton gehalten.

Ein junger Priester im schwarzen Anzug begrüßte die Gemeinde sehr herzlich. Das Thema des Gottesdienstes behandle die Rolle der Frau in Kirche und Gesellschaft. Dazu würde eine bekannte Journalistin und Dozentin an der Universität von Berkeley sprechen. Zur Opfervorbereitung würde man das „Sabbatgebet“ aus dem Musical „Fiddler on the Roof“ („Anatevka“) singen. Sie würden es sicher alle kennen, aber jetzt hätten sie die einmalige Chance, es auch zu singen. Ob man es einmal proben wolle? Man tat es, begleitet von einer jugendlichen Jazzkapelle. Wer es jetzt singen könne, der möge bitte die Hand heben. Es war nur ein Drittel. Dann wäre es vielleicht doch besser, wenn man es noch einmal versuche. — Und jetzt sei die beste Gelegenheit, sich mit den Nachbarn bekannt zu machen. Ehe ich richtig begriffen hatte, stellte sich mir meine Nachbarin, eine ältere, sehr gut angezogene Lady, mit Namen vor und streckte mir ihre Hand hin: eine für nordamerikanische Verhältnisse ganz außergewöhnliche Gunstbezeugung. Sie war ganz entzückt, als ich ihr erzählte, ich käme aus Deutschland, und stellte mich gleich noch ihrem Mann und dessen Nachbarn vor. Die ganze Versammlung hatte sich in eine schwatzende und lachende und sich unterhaltende Menge aufgelöst.

Dann zog der Zelebrant ein, ein junger, sehr sympathisch wirkender Mann mit schwarzen Haaren und langem Bart. Er wünschte der Gemeinde einen guten Morgen, sprach ein paar einleitende Sätze zu dem Thema des Gottesdienstes, machte einen Witz, den ich nicht verstand, der aber zur Folge hatte, daß die ganze Gemeinde laut lachte. Wer zum ersten Male in dem Gottesdienst sei, möge doch bitte einmal die Hand aufzeigen. Das sei vielleicht am Anfang etwas merkwürdig, meinte er, aber man würde sich sicher bald wohlfühlen.

Die Ansprache der Journalistin brachte nichts umwerfend Neues. Aber die Frau überzeugte durch die Klarheit ihrer Sprache, durch die Erfahrungen, die sie miteinbrachte, und durch die einfache, etwas nervös wirkende Art ihres Auftretens. Vermutlich hat diese Gemeinde nicht einen Synodenbeschluß abgewartet, um das Selbstverständliche und theologisch Richtige zu tun, auch nicht-ordinierte Christen über ihre christlichen Erfahrungen in der Gemeinde berichten zu lassen.

Bei der Opfervorbereitung stürmten die Kinder und die Jugendlichen den Chor. Sie lagerten sich buchstäblich um den Altar, ein schwarzer Junge nahm die Kathedra in Besitz, ohne daß sich auch nur irgend jemand darum gekümmert hätte.

Der Gottesdienst hielt sich im großen und ganzen an die offiziellen Texte. Manchmal sang ein guter Chor, hie und da spielte die Jazzkapelle. Nach der Wandlung sang der junge Priester, mit der Gitarre um den Hals gehängt, die Akklamation, und das ganze Volk antwortete.

Der Friedensgruß brachte wieder einen spontanen Ausbruch von Freude hervor: Etliche Paare gaben sich einen Kuß, Kinder winkten vom Chor aus ihren Eltern zu, mit allen Nachbarn vorn und hinten, links und rechts wechselte man den Handgruß, der Priester ging durch den Hauptgang und sprach mit all denen, die er erreichen konnte: es war auf einmal wieder eine fröhliche, entspannende Pause, bei der man sich unterhielt, sich zuwinkte und zulachte. Ich hatte so etwas in einem Gottesdienst noch nie erlebt und hätte es nicht für möglich gehalten, daß eine Versammlung von fast tausend Menschen auf eine so menschliche Weise in Kommunikation treten kann.

Nach der Kommunionausteilung wurden diejenigen nach vorne gebeten, welche das eucharistische Brot für Kranke und ältere Menschen mitnehmen wollten. Etwa zwanzig Männer, Frauen und Jugendliche traten vor. Der Priester übergab ihnen eine Krankenkassa und bat, sie sollten diesen Menschen erzählen, daß wir sie nicht vergessen hätten und daß sie eine besondere Aufgabe in der Gemeinde hätten. Sie sollten ihnen auch erzählen von der Freude und Hoffnung, wel-

che in diesem Gottesdienst zum Ausdruck kamen. Daraufhin verließen diese Helfer sofort die Kirche, also noch vor dem Abschluß des Gottesdienstes.

Zum Schluß sang die ganze Gemeinde „O when the Saints go marchin' in“; die Jazzkapelle spielte mit Furore, der Organist begleitete, die Dame neben mir klatschte wie viele andere in die Hände, fast alle bewegten sich im Rhythmus der Melodie, während der Priester durch den Hauptgang auszog. Noch im Ornat stellte er sich am Ausgang auf, schüttelte so viele Hände, wie er nur konnte, umarmte und küßte ihm offenbar besonders Nahestehende. Die Dame neben mir fragte noch fürsorglich, ob ich auch wirklich ein Auto zum Heimfahren hätte; ihr Mann und sie würden mich sonst sehr gerne nach Hause fahren.

Ich erkundigte mich nachträglich, ob der Bischof von Oakland ein besonders progressiver Mann sei. Nein, wurde mir bekundet, ganz im Gegenteil. Er sei als sehr konservativer Bischof bekannt. Ich möchte meinen Respekt vor einem solchen Bischof zum Ausdruck bringen, der einen solchen Gottesdienst in seiner Kathedrale unterstützt oder zumindest zuläßt.

Glosse

Andrew Greeley

Die nächsten zehn Jahre der katholischen Kirche in den USA*

Zur Reduktion der kirchlichen Institution und zum Entstehen einer selbstbewußten „katholischen Gemeinschaft“ in den USA

Der Untertitel dieses Beitrages bringt Greeleys These zum Ausdruck, daß die katholische Kirche der USA als Institution und alle zu

* Dieser Beitrag ist eine gekürzte Fassung eines Artikels, den der amerikanische Religionssoziologe dem „National Catholic Reporter“ zu seinem 10. Geburtstag geschrieben hat. (The National Catholic Reporter, Post Office Box 281 115 East Armom BLVD. Kansas City, Missouri 64141)

ihr gehörigen Institutionen eine Phase starken Niedergangs durchmachen und daß seiner Meinung nach nur wenig Chancen bestehen, diesen Prozeß zu stoppen oder gar umzukehren, daß aber die Katholiken als Angehörige der „katholischen Gemeinschaft“ die Erfahrung eines zunehmenden Selbstbewußtseins machen werden. red

Die Zukunft vorherzusagen – das war immer schon eine vergnügliche Sache. Natürlich geht es dabei nicht ohne ein gewisses Quantum Blasphemie, da ja der Anspruch erhoben wird, die Absichten Gottes lesen zu können. Gott nimmt es jedoch offensichtlich nicht so ernst, und ist die Zukunft einmal da, tun es die meisten Leser auch nicht mehr (ebenso wenig wie der Vorhersager), oder sie haben ohnehin längst vergessen, was so zuversichtlich prophezeit worden war.

Es gibt, wie mir scheint, zwei Möglichkeiten der Vorhersage. Die eine, in der sich die Wirtschaftsleute üben (mit herzlich wenig Erfolg in letzter Zeit), besteht darin, gegenwärtige Trends in die Zukunft zu projizieren. „Wenn die Dinge so weitergehen wie bisher, wird die Zukunft so und so aussehen.“ Dies ist eine relativ sichere Form der Vorhersage, da man bei einer genügenden Anzahl von Variablen und genügend Computerdurchgängen genug „Drehbücher“ schaffen kann, die jede vorgestellte Möglichkeit einschließen.

Was den amerikanischen Katholizismus anlangt, sind derartige Computermodelle ein Ding der Unmöglichkeit – einfach deshalb, weil es nicht genügend Daten gibt, die das sich in der Zeit wandelnde Bild aufzeichnen, um alternative „Drehbücher“ schreiben zu können. Man muß sich damit zufrieden geben, behutsam festzustellen: Wenn die Faktoren, die man heute heranziehen kann, bestehen bleiben, dann wird die Situation so und so sein. Eine solche Vorhersage ist kaum besser als Rätsel raten, aber es ist ungefähr alles, was bei dem starken Widerstand des amerikanischen Katholizismus gegenüber einer systematischen und geregelten Sammlung von Daten getan werden kann.

Die Alternative ist, die gegenwärtige Situation überhaupt außer acht zu lassen und die Zukunft so zu beschreiben, wie man sie gerne hätte. Dies würde allerdings aus der Vorher-